

Illustriertes Sonntags-Blatt

1917. * Nr. 40

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

Das Urteil der Welt.

Erzählung von Elisabeth Fries.

(Nachdruck verboten.)

Das späte Mittagessen im Hotel „Pilatus“ war beendet. In einzelnen Gruppen stand die elegante Gesellschaft plaudernd umher, wie sie der Zufall des Nebeneinanders bei Tische, dem nur in vereinzelteren Fällen ein flüchtiges Wohlgefallen ein wenig nachgeholfen hatte, zusammengeführt haben mochte.

Die wenigsten Gäste waren in Sportkleidung, wie man es hier, hoch oben auf dem Berggriesen, hätte erwarten können. Die meisten gehörten der Gesellschaftsklasse an, die mit einer großen Zahl von Koffern zu reisen gewöhnt ist und selbst in der erhabenen Einsamkeit der Gebirgswelt nicht auf den gewohnten Luxus verzichten mag. Doch war viel von Bergtouren die Rede, und nur dem geübteren Ohr erschellte aus der Unterhaltung, daß es sich dabei um meist „leichtere Sachen“ handelte.

Zwischen den lachenden und schwägenden Menschen hindurch führte der Oberkellner einen verspäteten Gast herein, der es sich gefallen lassen mußte, daß er für einen Augenblick Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde. Aber das schien diesen hochgewachsenen Fremden völlig kalt zu lassen, dieses „Angestarrtwerden“ aus hundert Augenpaaren. — Keine Muskelzucke in dem schaufelgeschmit-

tenen hochmütigen Gesichte, so daß sich der Gedanke aufdrängte, er müsse daran gewöhnt sein, sich vielen Blicken ausgesetzt zu sehen. Er war in Abendkleidung. Offenbar hatte er erst sorgfältig Toilette gemacht nach seiner Wanderung durch die Berge; denn er konnte nur zu Fuß heraufgekommen sein. Auf das Eintreffen des Nachmittagszuges war mit der Stunde

für das Mittagessen Rücksicht genommen; wer später kam, mußte heraufgetragen sein. Doch deutete nichts in seinen Bewegungen auf Müdigkeit. Ruhig ließ er sich nieder, als endlich ein Tisch erreicht war, der schon ausgeräumt und zum Empfang eines neuen Gastes bereit war. Der Kellner wollte ihm die Karte vorlegen. Aber er verlangte, daß ihm das ganze Mittagessen nachserviert würde.

„Der Herr wird vorlieb nehmen müssen“, sagte der Oberkellner, der ihn hereingeführt hatte und noch abwartend stehen geblieben war, dem herrlich Auftretenden gegenüber ein wenig verlegen. „Wir waren heute nicht auf so großen Andrang vorbereitet — es wird nicht mehr alles vorhanden sein.“

Mit einer Handbewegung schnitt Achim Thorstein ihm das Wort ab. Durch eine Kopfbewegung gab der Oberkellner dem andern Kellner die Weisung, schleunigst das Essen zu bestellen. Der stob davon. Während er nun selbst dem Gaste die Weinkarte vorlegte, sagte er halblaut:

„Der Herr muß wohl entschuldigen. Die Gäste ziehen sich

sonst nach dem Essen immer gleich in die Gesellschaftsräume zurück. Aber heute soll noch eine kleine Aufführung drüben stattfinden.“

„Was für eine Aufführung?“ fragte Thorstein nun gleichgültig, während er die Weinkarte studierte.

Eine Gesellschaft von Schauspielern, die sich zufällig hier zusammengefunden hat, will einen bunten Abend veranstalten zur Linderung der großen Noe in Messina.“

Der Gast nickte dankend. „Bringen Sie mir eine halbe

Flasche Asti Spumante“, sagte er und breitete seine Serviette über die Knie, da die Suppe soeben gebracht wurde. Es wurde schnell aufgetragen, offenbar mit der Absicht, daß möglichst auch die Angestellten an der Aufführung teilnehmen wollten. Ein paar späte Wanderer, die jetzt noch in ihrem derben Touristenzeug eintraten und noch zu speisen verlangten,



Die Türkei im Weltkrieg: Dschemal Pascha, Führer der 4. türkischen Armee, mit seinem Stabschef Zuad Bei auf einem Gefechtsstand im südlichen Palästina. Phot. Wild- und Humant.

wurden daher mit unfreundlichen Blicken angesehen. Die Leute zeigten sich bekümmert von der Eleganz, die sie in dieser weltfernen Höhe nicht in solchem Maße erwartet haben mochten. Sie schienen unsicher, was sie essen sollten, und der Kellner half ihnen nicht. So bestellten sie für jeden, erschreckt durch die hohen Preise auf der Karte, nur Suppe und einen Eierkuchen. Aber an ihrer enttäuschten Miene konnte Thorstein erkennen, daß sie unzufrieden waren. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, die jungen Leute, die anscheinend Studenten waren, darauf aufmerksam zu machen, daß sie ungleich besser fortkämen, wenn sie die ganze Speisensolge verlangen würden. Aber er unterließ es aus einer gewissen Gleichgültigkeit gegen seine Mitmenschen heraus, an der wir vor dem Kriege mehr oder weniger alle tranken. Er war schon beim Eis angelangt, das er schnell auslöffelte. Dann bediente er dem Kellner, daß er auf Kasse verzichte, und stand auf.

Es war in dem Augenblick, als drüben das Zeichen zum Beginn der Vorstellung gegeben wurde. Einen Augenblick schwanke Thorstein, ob er sich die Sache ansehen sollte. Aber es blieb kaum etwas anderes übrig. Zum Zubettgehen war es noch zu früh, und der Gedanke, in der kleinen Stube, die er nur noch hatte erhalten können, zu sitzen, hatte nichts Verlockendes. Beim Eintreten sah er, daß der Saal schon fast besetzt war, und noch immer staunte sich das Publikum an der Kasse. Die Herren mochten annehmen, die Kassiererinnen gehörten zu den Schauspielern, denn sie versuchten, einen leicht vertraulichen Ton anzuschlagen, auf den die Dame jedoch nicht einging. — Ein Engländer, der vor Thorstein an die Reihe kam, erlaubte sich eine Bemerkung darüber.

Sie sah ihn aus großen Augen ernst an.

„Wie kann man bloß“, murmelte Thorstein zwischen den Zähnen.

„Sagten Sie etwas?“, fragte der Herr freilich.

„Ja. Ich wunderte mich“, erwiderte Thorstein trocken.

„Darf man fragen, worüber?“

„Ich sehe mich nicht veranlaßt“, gab Thorstein hochmütig zurück.

Es war, als ob ein Ausblick in den seltsam hellen Augen des jungen Mädchens etwas wie einen Dank ausdrücken sollte, und der Rechtsanwalt freute sich darüber, so sehr er diese Freude vor sich selbst abzuliefern versuchte. Einmal, vor Jahren, hatte er eine Enttäuschung erfahren und hielt sich seitdem gegen jeglichen Zauber des weiblichen Geschlechts für gesichert.

Die Reihe, das ziemlich hoch bemessene Eintrittsgeld zu zahlen, war endlich an ihn gekommen. Nachlässig schob er ein Zwanzigfrankstück hin. Die junge Dame hob langsam die breiten, schweren, langgewimperten Augenlider und sah ihn aus eigenständig hellen Augen, die in seltsamem Kontrast zu ihren dunkelblonden Haarstrahlen standen, fragend an.

„Soll ich wechseln?“ fragte sie mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme.

„Ich dachte — ja“, erwiderte er, indem er ihren Blick suchte. Sie sah ihm frei und offen in die Augen. „Wie Sie wünschen“, sagte sie und griff zögernd nach kleinen Münzen.

Thorstein tat, als verstehe er noch immer nicht und blickte sie unklug an.

„Ich meine, weil es zu wohlthätigem Zweck ist“, sagte sie erklärend, „es geht heute Abend nach dem Grundsatz: Der Wohlthätigkeit sind keine Schranken gesetzt.“

„Die Leute wußten, was sie taten, als sie sich einen solchen Anwalt aussuchten“, sagte ein älterer Herr, der hinter Thorstein eingetreten war, lachend, als er hörte, wie sie diesen mahnte, genau wie sie vor ihm andere veranlaßt hatte, mehr zu zahlen.

Das Mädchen runzelte die Brauen. „Ich finde nicht, daß ich sehr geschickt bin zu diesem Amt“, erwiderte sie ernst.

„Und wenn Sie für uns wären“, sagte der Herr ritterlich und nahm seinen Platz ein.

„O — so“, Thorstein hatte endlich verstanden und lächelte, aber sie verzog keine Miene. „Nein, dann — bitte, natürlich!“

Er schob ihr das Zwanzigfrankstück hin und wandte sich mit einer leichten Verbeugung, nicht ohne zu bemerken, daß auch jetzt der tiefe Ernst, der das schöne Gesicht des jungen Mädchens besaß, nicht um eine einzige Schwelgerei aufgelockert wurde, ab. Kaum hatte er seinen Platz eingenommen, als die Vorstellung begann.

Adam Thorstein hatte sich nicht viel davon versprochen. Ein Lungenleiden, das sich als Folge einer schweren Influenza bei ihm herausgebildet hatte, war die Veranlassung, daß der junge Rechtsanwalt den Winter in Arosa verbringen mußte. Die gelegentlichen Vorstellungen, die er in der Stille des dortigen Kurlebens hatte über sich ergehen lassen müssen, hatten dem verwöhnten Berliner nichts bieten können. Anderes erwartete er jetzt auch nicht. Er war daher überrascht, wirklich erstklassige Künstler, die der Zufall hier hoch oben zusammengeworfen haben mochte, ihre große Kunst in den Dienst der Notleidenden, deren Unglück die Welt erschütterte, stellen zu sehen. Wenn er dennoch zu keiner ungeteilten Aufmerksamkeit kam, so lag es daran, daß die

junge Dame, die den Villetverkauf übernommen hatte, ganz in seiner Nähe Platz genommen hatte. Sie war mit ihren Angehörigen im letzten Augenblick gekommen, und da die Stühle neben Thorstein die einzigen waren, die noch frei waren, so war er erfreut aufgestanden, um die Herrschaften an sich vorbeizulassen. Vielleicht hoffte er einen Augenblick, das schöne Mädchen würde den Platz an seiner Seite nehmen. Aber sie tat gerade, als ob sie ihn überhaupt nicht sehe. Nicht, daß sie ihn auch nur eines Blickes gewürdigt hätte! Sie saß mit ganz unbeweglichem Gesicht neben einer älteren Dame, die ihre Mutter sein mußte, wenn man nach einer gewissen Ähnlichkeit im Schnitt des Gesichts urteilen konnte. Doch machte ihr schmales Gesicht einen viel raffinierteren Eindruck, sei es durch wirklich edlere Linienführung, oder weil bei der Älteren die ursprüngliche Form nicht mehr deutlich zu erkennen war, nachdem zunehmende Breite die Feinheit des Ausdrucks verwischt hatte. Zudem war die Kleidung der Tochter eine offenbar gewollt einfache — sie trug einen dunkelblauen Rock und eine weißseidene Bluse, die nur am Halse von einer kleinen goldenen Brosche zusammengehalten wurde. Dagegen fiel die Eleganz der Mutter um so stärker auf. Sie hatte ein für ihre Jahre reichlich helles Seidenkleid mit kostbaren Stickereien an und sumkelte bei jeder Bewegung von Edelsteinen. An ihrer linken Seite saß ein älterer, bescheiden und ernst aussehender Herr, der sich später als ihr Gatte entpuppte, während an der rechten Seite der jungen Dame, neben Thorstein, ein jüngerer Mann Platz genommen hatte, von dem Thorstein zunächst nicht wußte, ob es ihr Mann oder ihr Bruder sei. Da sie gar nicht mit ihm sprach, entschied er sich dafür, ihn für ihren Bruder zu halten, und es erwies sich später, daß diese Vermutung die richtige war. Es verdroß Adam Thorstein geradezu, daß die Nähe des schönen Geschöpfes seine Gedanken von den Vorgängen auf der Bühne ablenkte. Denn ihm, der sonst in Berlin ein eifriger Theaterbesucher war, schienen nach der langen Entbehrung die Darbietungen der Künstler wirklich interessant. Aber er konnte zu keinem ungestörten Genuß kommen. Immer wieder irrte sein Auge auf das eigenartige Profil seiner schönen Nachbarin. Er hätte selbst nicht sagen können, was ihn daran so fesselte. War es ein Erinnerung? Sie schien ihm bekannt, und doch hatte er darauf schwören können, daß er sie nie gesehen hatte.

Während in der Pause ein großer Teil der Gäste aufstand, um draußen in der Halle sich zu erfrischen, blieb das junge Mädchen still und in sich gefehrt auf ihrem Platz sitzen. Ihr Bruder ging hinaus und kehrte zurück mit zwei Tellerchen voll Erdbeeren, die er Mutter und Schwester in einer gutmütig ritterlichen Art anbot. Aber während die Mutter — man konnte sie in ihrer jugendlichen Aufmachung unmöglich als „alle Dame“ bezeichnen, sich wortreich bedankte, nahm das junge Mädchen gelassen die Früchte entgegen. Kaum der Schatten eines Lächelns war um ihre Mundwinkel geirrt dabei.

„Wie seltsam“, dachte der heimliche Beobachter, „als ob sie ihnen innerlich eine ganz Fremde sei!“

Am andern Morgen wurde gegen vier Uhr an die Türen geklopft, und eine Viertelstunde später fanden sich auf einem Aussichtspunkt, der etwas höher als das Hotel gelegen war, ein ziemlich großer Teil der Gäste ein, um das Aufgehen der Sonne zu beobachten. Fröstelnd stand man in Gruppen umher. Hier, in der Welt des ewigen Schnees, war es selbst im Hochsommer empfindlich kalt, so lange ihre wärmenden Strahlen fehlten. Ein eigenartliches Licht war über die Nähe gebreitet, über der Ferne brante der Nebel und es war eine wichtige Streitfrage, ob es der Sonne wohl gelingen würde, ihn zu durchdringen. Nur wenige Minuten dauerten die lebhaften Unterhandlungen, denn schon kündete ein leichter Streif im Osten das Herannahen des großen Augenblicks.

Thorstein stand ganz still, die Hände in den Taschen seines Wettermantels versenkt. Mit einem Blick hatte er entdeckt, wo das schöne Mädchen, das sein Interesse so seltsam erregte, stand, und hatte in ihrer Nähe Aufstellung genommen. Aber wie am Abend vorher war sie nicht allein. Vater und Bruder hielten sich zu ihren beiden Seiten, während die Mutter anscheinend noch der Ruhe pflegte. Es mußte Thorstein auffallen, wie es jedem aufgefallen wäre, daß sie auch jetzt wieder nicht sprach. Sie stand, in ihren kleidsamen Pelz gehüllt, und blickte mit großen, andächtigen Augen nach der Richtung, in der das erwartete Naturschauspiel vor sich gehen mußte. Es wärmte Adam Thorstein ordentlich das Herz, dies besessene Schweigen. Ihm war in seiner langen Reisezeit so manchesmal die Stimmung durch törichte Ausbrüche des Entzückens totgeschlagen worden, daß ihm die junge Dame schon allein in ihrer ruhig abwartenden Haltung willen sympathisch hätte sein müssen, auch wenn sie weniger schön gewesen wäre.

Allmählich färbten sich die Bergspitzen in der weiten Runde rosig, wie ein Blick tief es über den Himmel und in leuchtender Klarheit hob sich die Sonne über den See. Seine Wellen erglühten, als ob auf seinem Grunde Rosen erblühten. Spiritlos

abhängt. Bei den modernen Kriegsschiffen ist diese Einteilung in viele kleine, wasserdichte Räume, besonders bei den allernuesten großen Schiffen, in sehr weitgehendem Maße durchgeführt. Und das hat seine sehr gewichtigen Gründe. Muß doch das Kriegsschiff instande sein, selbst nach dem Volltauchen mehrerer dieser wasserdicht voneinander getrennten Räume, noch weiter zu kämpfen.

Das Handelsschiff hat dagegen die wasserdichte Unterteilung seiner Innenräume in der Hauptsache nur dazu nötig, bei Verletzungen des Schiffsbodens infolge von Grundberührungen oder bei Verletzungen seiner Seitenwände infolge von Zusammenstößen mit anderen Schiffen, Eisbergen oder dergleichen sich noch schwimmfähig zu halten und die eindringenden Wassermassen eben so weit zu beschränken, wie es für diesen Zweck gerade nötig ist. Ein etwa tieferes Eintauchen und sogar ein Überliegen des Schiffes nach einer Seite infolge hier eingedrungenen Wassers kann ein Handelsschiff schon viel eher als ein Kriegsschiff in den Kauf nehmen, wenn es nur nicht so stark wird, daß etwa das sichere Erreichen des Hafens in Frage gestellt ist. Ein stark überliegendes Kriegsschiff dagegen ist im Kampfe schon sehr an dem Gebrauch seiner Geschütze behindert, deren Bedienung in der schrägen Lage natürlich sehr erschwert wird. Abgesehen von diesen, für die Dauer des Gefechtes von sehr ungünstigen Einwirkungen bei zu großem Wassereintrich an einer Stelle, muß das moderne Kriegsschiff aber auch eine größere Anzahl von Schutzverletzungen unter Wasser vertragen können, ohne zu sinken. Außerdem erfordert der hohe Wert eines großen Schlachtschiffes naturgemäß auch schon an und für sich die Bedingung eines möglichst weitgehenden Unterwasser-schutzes durch Unterteilung der Innenräume. Für die teuren Schnell dampfer, die „Windhunde des Meeres“, tritt gebieterisch diese Forderung ebenfalls auf. Daher besitzen diese Schiffe eine den Kriegsschiffen ähnliche Unterteilung.

Der gewöhnliche Handelsdampfer besitzt meist nur einen unter den größten Innenräumen vorhandenen doppelten Schiffsboden und quer durch das Schiff gezogene Schotten, die von einer Bordwand zur anderen gehen und so das ganze Schiff in mehrere Abteilungen teilen. Der Höhe nach kommen an einigen Stellen dann noch die verschiedenen Wohnräume als Unterteilung in Frage. Diese sind aber meist nicht wasserdicht von den darunter liegenden Decks abgeteilt, so zwar, daß das vorher erwähnte Querschott die einzige wasserdichte Trennung der Schiffsräume bildet. Eine besondere wasserdichte Abschtottung besitzen auf diesen Frachtdampfern dann nur noch die Maschinen- und Heizräume, etwa auch noch die daran liegenden Kohlenbunker.

Wer nur irgend jemals in den gewaltigen Laderaum eines solchen Dampfers schaute, mag ohne weiteres einsehen, daß der Dampfer, wenn dieser Raum hinten oder vorn voll Wasser gelaufen ist, sich nach dem vollgelaufenen Schiffsende überlegen muß, während der andere Teil sich hoch aus dem Wasser hebt.

Dieses sind denn auch die meisten beobachteten Arten der Schiffsuntergänge. — Unheimlich reden oft auch die größten Schiffe ihr Border- oder Hinterteil kurz vor dem Versinken aus dem Wasser in der freien Luft hinaus, richten sich fast senkrecht gerade auf, bis dann das immer stärker werdende, in die eingetauchten Schiffsräume eindringende Seewasser sie mehr und mehr hinabzieht. Schneller und schneller jagt nun das Schiff weg, bis es endlich mit mächtiger Fahrt in die Tiefe saust. Hierdurch wird die Luft aus allen möglichen Löchern der sich mit Wasser füllenden Räume herausgepreßt und entweicht oft mit ganz sonderbaren Heul- und Pfeiflauten, die fast so unheimlich, als läge so ein untergehendes Schiff sein Schwanenlied.

Die Schnelligkeit, mit der ein Schiff unter Wasser verschwindet, hängt außer von der Größe des Laderaums auch noch von dessen Abstand von dem Schwerpunkt des Schiffes ab. Klar ist es ja, daß eine Wassermenge auf das Niederziehen des Schiffes stärker wirken muß, wenn sie nahe den Schiffsenden angreift, als wenn sie näher an dem ungefähr in der Mitte des Schiffes angenommenen Schwerpunkt in das Schiff eindringt.

Nun gibt es aber auf hoher See nur selten Schiffe mit leeren Laderäumen. Meist sind diese ganz, oder doch zum größten Teil, mit Ladung angefüllt. Daher kann auch nur so viel Wasser in sich einen Raum dringen, als außer der Ladung noch Luft vorhanden ist. Diese Luft, die entweder über der verstaubten Ladung oder zwischen den einzelnen Ballen, Ästen, Fässern vorhanden sein mag, muß aber zunächst entweichen, ehe das Wasser nach-

drängen kann. Die Luft muß also nach außen strömen können. Und es ist denkbar, daß ein Laderaum so gut nach außen abgedichtet ist, daß keine Luft aus ihm entweichen kann, wenn es in der Praxis auch wohl kaum vorkommen wird. Häufig sind auch die Luftentweichungslöcher in ihrem Querschnitt so gering, daß die Luft aus ihnen nur sehr langsam zu entweichen vermag. Das Sinken eines Schiffes wird unter diesen Umständen immer recht lange dauern, dieses noch einen Hafen erreichen können. So angenehm dieses langsame Sinken im Frieden für den Rheder auch sein mag, bei dem Versinken eines Schiffes im Kriege ist es sehr fatal. Denn erstens hält es das versinkende Schiff, das seine Zeit besser gebrauchen könnte, über Gebühr auf. Und dann ist immerhin die Möglichkeit vorhanden, daß befreundete Fahrzeuge dem sinkenden Schiffe zur Hilfe kommen können. Daher schlagen unsere Flotten mit Arten größerer Löcher in die Laderäume, die sich nicht schnell genug entfernen lassen, oder es werden Löcher mit Kanonen in die oberen Teile des Laderaums, oberhalb der Ladung, geschossen, damit die Luft schnell entweichen kann.

Bezirgsbild.



Wo ist mein Vater?

Häufig kommt es auch vor, daß ein Schiff eine schwimmfähige Ladung trägt, die kein Wasser schnell in sich aufsaugt, z. B. Holz. In diesem Falle sinkt das Schiff überhaupt nicht, sondern schwimmt einfach auf seiner Ladung. Dann muß man das Wasser den Maschinen-, Kessel- und sonstigen Räumen zugänglich machen, um ein Sinken zu erzwingen.

Kriegsschiffe besitzen meistens außer den quer durch das Schiff gehenden Schotten noch sogenannte Längsschotten, die wenigstens in der Mitte des Schiffes dieses der ganzen Länge nach in zwei Hälften teilen, oder sogar noch mehrere weitere Schotten in der Längsrichtung, die beide Längshälften nochmals in Unterabteilungen trennen. Bei Handelsschiffen ist eine solche Teilung gemeinhin nicht üblich, kommt aber hier und da doch vor.

Das Sinken derartig getrennter Schiffe vollzieht sich nun folgendermaßen: Mehr und mehr legt sich das Schiff auf die Seite, an der das Wasser eindringt, bis es dann endlich ganz auf die Seite fällt und mit dem Kiel nach oben versinkt. In der Seemannssprache nennt man das „Kentern“. Alle übrigen Verhältnisse bei dieser Art des Versinkens sind natürlich die gleichen, wie bei den vorher beschriebenen Vorgängen. (Wegsaden über Bug und Heck). Schließlich gibt es auch noch Fälle, bei denen sich ein Schiff nach hinten oder vorne unter gleichzeitigem Legen auf die Seite senkt.

Der außerdem theoretisch noch denkbare Fall, daß ein Schiff auf parallelem Kiel einfach horizontal immer tiefer sinkt, bis es unter Wasser verschwindet, kommt in der Praxis nie vor. Hierzu müßte schon vor oder hinter dem Schwerpunkt des Schiffes absolut die gleiche Wassermenge in derselben Zeit und in gleichem Abstände von dem Schwerpunkt in das Schiff eindringen. Die kleinste Verschiebung hätte aber schon den Effekt des Tiefsenkens der einen Hälfte des Schiffes zur Folge, daß ein Versinken nach den vorher beschriebenen Arten bedingt.

Ein Punkt wäre noch besonders zu berühren. In Seeromanen wird häufig von dem gefährlichen „Strudel“ gesprochen, der sich über einem sinkenden Schiff bildet und alles in der Nähe Befindliche mit in den Abgrund reißt. Das ist sehr übertrieben. Wohl können einzelne schwimmende Menschen von den Wasserwirbeln, die sich beim Wegsaden des Schiffes bilden, mit hinabgerissen werden. Für einigermassen seelüchtige, richtig bediente Boote aber besteht kaum jemals irgendeine Gefahr durch den „Strudel“.

Infolge dieser vielverbreiteten, auch bei einer großen Anzahl von Seeleuten vorhandenen Angst vor diesen Strudeln ist wohl schon oft ein Rettungsboot zu früh von dem sinkenden Schiffe abgestoßen und manches Menschenleben ging so verloren, zu dessen Rettung wohl noch Zeit und Gelegenheit gewesen wäre.

Wie man sieht, ist das Versinken eines Schiffes nicht so einfach, stellt sich der Vorgang des Schiffsunterganges überhaupt ein wenig anders dar, als der Laie gemeinhin zu glauben geneigt ist.

W. G. Krueger.

Länderverwüstendes Unkraut.

Das Unkraut, wenn es auf dem Felde überhand nimmt, die ganze Ernte entwertet und sogar in Frage stellen kann, weiß jeder Landwirt. Weniger bekannt dürfte es aber sein, daß ganze Ländergebiete bloß durch das Überwuchern eingeschleppter Unkräuter unbewohnbar und unwerthbar geworden sind.

Gute. Ich komme wieder, nächstes Jahr, die ganzen Sommerferien. Es ist zu schön gewesen, Ihr stilles Land.

Nein, das durste nicht sein. Wenn er sie wieder sah, wenn sie neben ihm die altbekannten Wege ging, dann würde die Stunde kommen, wo er ihr sagen mußte, was er in Gedanken schon hundertmal zu ihr gesprochen. Und dann würde sie ihn auslachen — wie damals jene andere. Oder ob sie ihn nur traurig ansehen und sich still von ihm wenden würde? Aber das Gute und Kameradschaftliche war dann doch für immer zerstört und die Erinnerung daran, die er sich wie ein Heiligtum halten wollte.

Es war da einmal ein großer Schmerz in seinem Leben gewesen. Der hatte ihm das wenige, was er an Lebensfreudigkeit und Selbstvertrauen besaß, für immer genommen. Wie ein gebranntes Kind das Feuer, mied er seitdem die Frauen und ihren Lichtkreis. Nur daß dieses junge Kind jetzt in sein Leben gekommen war, hell und warm und liebenswert. Und wenn sie bei ihm bleiben, wenn sie sein Leben mit ihm teilen wollte? Aber sie gehörte da gar nicht hinein. Sie paßte durchaus nicht in sein graues, eintöniges Dasein. Und der Tag, an dem sie selbst das entdecken und Rechenschaft von ihm fordern würde über ihre Jugend und ihre Freiheit, — den Tag wollte er nicht erleben. Sie sollte ihre Freiheit behalten und ihr Anrecht, mit ihresgleichen die Sonnenseite des Lebens zu suchen.

Das sagte Doktor Dethleff Heyke sich hundertmal und immer wieder nach ihrer Abreise und an den langen Winterabenden daheim in Leipzig in seiner stillen Studierstube. Er nannte sich Krüppel und Narr und ihren Ritter von der traurigen Gestalt. Wenn ihre Briefe kamen, die lieben, warmen, dann schrieb er ihr wieder, viele Seiten, die halbe Nacht hindurch. Das alles zerriß er am andern Morgen und schickte ihr eine Ansichtskarte vom Leipziger Marktplatz.

Als aber das Frühjahr kam und es wieder so ein unsinniges Ding war um all das Blühen und Werben da draußen, da packte der Doktor eines Tages seinen Koffer, gab seiner Haushälterin Kostgeld und schloß die Bude zu. Auf dem Wege zur Bahn steckte er einen Brief in den Kasten. Der hatte ihm viel Herzweh und Kopfschmerzen gelöst. Er lautet also:

„Liebe, kleine Sennorita! — Sie dürfen mir nicht mehr so viel von unserm stillen Land und Ihren Ferienplänen schreiben. Es ist ein Unsinn damit. So könnte es doch nicht wieder werden. Und ich, der ich doppelt so alt bin wie ein gewisses kleines Fräulein, muß einmal wieder für uns beide Vernunft haben. Sie passen ja gar nicht in mein stilles Land. Sie haben sich das nur eingebildet — oder ich habe es Ihnen vorgeteilt. Dahin gehört man erst, wenn man all das Große, Bunte, Rauschende des Lebens genossen hat, — oder wenn man darauf verzichten muß, wie ich armer Kerl. Sie wissen gar nicht, wie schön es anderswo ist — schön für Sie, meine ich. Sie kennen ja noch gar nichts von der Welt und allem, was sie Ihnen zu bieten hat. Und ich habe die Pflicht, Ihnen das zu sagen, und Sie zu warnen, wieder mit mir da oben in der weltentlegenen öden Gegend herumzusitzen. Der Tag würde doch kommen, wo Sie merkten, daß es anderswo lustiger zugeht, daß ich ein ganz langweiliges altes Menschenkind und kein Kamerad für Sie bin. Nun rate ich Ihnen, sich dies Jahr einmal irgendein buntes, lustiges Stück Welt anzusehen, etwa den Rhein oder das Berner Oberland, — oder, wenn's Nordsee sein soll, Nordrömer und Sylt. Da finden Sie Jugend und Frohsinn und alles, was Sie brauchen. Nur in meine stille Ede da oben kommen Sie lieber nicht. Die Scholle müssen Sie mir alten Einsiedler schon lassen. Das heißt, ich weiß noch nicht genau, ob und wann ich hinkomme. Ich reise dies Jahr zunächst nach Südtirol, dann nach Sulden-Trafoi. Ich denke allerlei vergleichende botanische Studien zu machen und freue mich auf die Arbeit. In viel Ergebenheit Ihr alter Onkel Doktor.“

Als Doktor Heyke so in die Welt hinausfuhr und allerlei Neues und Interessantes sah, sagte er sich ein paar Tage lang stolz, daß diese Episode nun gründlich zu Ende sei, daß er sich als ein Weiser und Gerechter zur richtigen Zeit aus der Affäre gezogen habe. Aber dann kamen die alten Gedanken und die grauen Stunden rasch genug wieder und dazu der böse Zweifel, ob sein Brief auch wirklich gut und richtig gewesen sei. — Es dauerte lange, bis ihre Antwort kam. Ihr Brief fand ihn auf der Hotel-Terrasse in Trafoi. Vor ihm lag im Sonnenglanz die ganze Hochgebirgsherrlichkeit, und ihn quälte das Heimweh nach dem stillen Winkel da oben an der Nordsee. Sie schrieb:

„Lieber Herr Doktor! Da Sie eine so gräßliche Angst haben, daß unsere Wege sich wieder kreuzen könnten, bin ich hierher nach Westerland gegangen. Sie haben ganz recht, ich passe wohl besser hierher. Jedenfalls ist's unendlich amüsanter hier als in Ihrer stillen Ede. Und die See ist großartig. Es gibt wirkliche Wellen hier auf Sylt und ein ganz samenes Strandleben und nette Menschen genug, die sich freuen, wenn man mit ihnen verkehrt.

Gleich auf der „Cobra“ — ich bin über Helgoland hergefahren — geriet ich in eine lustige Gesellschaft. Und dann ist's hier so weiter gegangen mit dem Vergnügen und der Freundschaft. Wir machen Touren über die Insel, schießen nach Tauben, tanzen abends im Kurhaus oder sitzen die halbe Nacht bei der Zigeunermusik. So bin ich Ihnen sehr dankbar für Ihren guten Rat und hab' gar keine Sehnsucht nach Ihrem „Seehund“. Sie können ruhig hinreisen, Herr Doktor — ich werde Sie nicht dort stören. Und ich wünsche Ihnen recht viel Vergnügen in Ihrer Einsamkeit. Aber grüßen können Sie mir das stille Land doch, weil es doch einmal schön gewesen ist.“

Am folgenden Tage reiste Doktor Heyke nordwärts. Er fand keine Ruhe, bis er sein altes Quartier im „Seehund“ bezogen hatte. Aber auch dann ließ ihn die Unruhe nicht los. Sein Land, sein stilles Land war ihm verwandelt. Da war keine Ruhe und kein Frieden, da war lauter Sehnsucht auf allen Wegen. Die tatierte Dame hatte sich wieder eingestellt, und er fand sie unaussprechlicher als je. Die große Stille war da und der wundervolle Rhythmus von Ebbe und Flut, — nur daß dies alles nicht mehr zu ihm sprach, daß er Auge und Ohr dafür verloren hatte.

So schleppte er seine Unruhe und Sehnsucht mit sich durch das stille Land. Draußen im Watt meinte er die weißen Füße neben sich wandern zu sehen, — so voll von Erinnerungen waren ihm Land und Strand und See.

Als die langen Tage kamen und die hellen Nächte, sah er ein, daß dies härter war als all seine Vernunft und Vorsicht, und daß er ein törichter und feiger Mann gewesen, als er jenen Brief schrieb. Eines Abends setzte er sich hin und schrieb aus einer andern Tonart:

„Mein geliebtes Kind. Verzeih mir, daß ich Dir den schlimmsten, dummen Brief geschrieben habe, daß ich Dich bat, mir und meinem Leben fern zu bleiben. Ich habe meine Strafe gehabt seitdem in viel Sehnsucht und Qual und bitterer Erkenntnis. Und heute sag' ich Dir einfach die Wahrheit: Ich hab' Dich ganz unsinnig lieb. Vergib mir und komm. Das heißt, komm nur, wenn Du mir ein wenig Liebe und viel Vertrauen mitbringen kannst. Es war nicht, daß ich nur an mich dachte, obgleich da auch ein Stück Feigheit und Selbstsucht in dem Brief steckte. Ich wollte Dir ein besser Schicksal gönnen, ein helleres, leichteres. Aber was ist hell und leicht im Leben, und wie können wir's andern schassen? Nun hab' ich viel Angst und Sorge um Dich — und daß ich Dich so allein ins Leben ließ. Geh's Dir gut und hell, so soll dieser Brief Dich nicht stören. Aber wenn Du Schutz brauchst und Ruhe und eine große Liebe, dann ruf' mich oder komm zu mir.“

Mit diesem Brief ging der Doktor am andern Tage einen weiten Weg über Land, um ihn an der nächsten Eisenbahnstation selbst in den Kasten zu werfen.

Als er abends heimkam, stand sie oben auf dem Deich, groß und dunkel gegen die untergehende Sonne, — als hätte seine Sehnsucht sie gerufen.

Sie kam ihm entgegen und gab ihm die Hand. „Ich konnte es nicht mehr aushalten, Onkel Doktor. Darf ich jetzt zu dir kommen in dein stilles Land? Ich hab' so viel erlebt in den paar letzten Wochen. Erst war's lustig, — und dann wurde alles auf einmal so traurig und häßlich. Ich erzähl's dir später — ein andermal, heute kann ich's noch nicht. Warum hast du mich auch allein gelassen? Ganz einsam und verlassen war ich da zuletzt in Sylt unter all den vielen Menschen. Und immer hab' ich herdenken müssen, ob ich dich wohl finden würde — bis ich's nicht mehr aushalten konnte und einfach gekommen bin.“

Da erzählte er ihr von dem Brief, den er eben abgeschickt hatte und von all seiner Liebe und Torheit. Und dann lachte sie ihn aus. Aber es war ein köstliches Lachen, — es trieb ihm allen Zweifel und Kleinmut aus der Seele.

Da nahm er sie dankbar, als ein Wunder, ein Geschenk. Hand in Hand standen sie auf dem Deich. Sie sahen über das stille Land und glaubten aneinander und an die Zukunft.

Schiffsuntergänge.

Der Verlauf des Krieges hat genügend Gelegenheiten geboten, den Untergang von Schiffen aller Größen und Bauarten kennen zu lernen. — In den meisten Fällen hat es nicht gar lange gedauert, bis ein Schiff, nachdem es eine tödliche Wunde erhalten hatte, auch völlig gesunken war. Selbst große Dampfer waren häufig schon 4, 5 oder 10 Minuten nach der Explosion der Torpedos oder der Granate nicht mehr über Wasser zu sehen. Andere wiederum schwammen noch viele Stunden lang, bis sie auf den Grund des Meeres hinabgezogen wurden.

Es ist ja nun klar, daß die Zeit des Versinkens eines Dampfers nach der erhaltenen Schußverletzung wesentlich von seiner inneren Schottenteilung, d. h. der Einrichtung der verschiedenen, wasserdicht von einander abgeschlossenen einzelnen Räumen des Schiffes,

waren die Nebel verschwunden, zerflatterte vor dem strahlenden Leuchten des Tagesgestirns.

Einen Augenblick standen die Zuschauer wie gebannt; bald aber löste sich der Zauber und Ausbrüche der Bewunderung durchschwirrten die Luft. Nur das junge Mädchen stand schweigend. Aber ihr schönes Antlitz spiegelte die Flut der Gefühle, die in ihr brandeten. Achim Thorstein hätte ihr die Hände dafür küssen mögen.

Zu'n ersten Male seit unendlich langer Zeit beschlich ihn ein Bedauern, daß es ihm so gar nicht gegeben war, sich bekannt zu machen. Oft und oft hatte er sich geradezu darauf etwas eingebildet und mit lächelnder Herablassung mit angesehen, wie andere Reisende die Einsamkeit nicht ertragen konnten und sie so schnell als möglich abzuschütteln suchten. Heute war er entschlossen, sich um jeden Preis zu überwinden. Er mußte wissen, was hinter dieser unnatürlichen Ruhe steckte!

„Ein eigentlicher Sonnenaufgang war es gar nicht,“ sagte neben ihm ein Herr in belehrendem Tone zu seiner Frau. „Ich habe es unendlich viel schöner gesehen.“

Thorstein sah das junge Mädchen an, das die Worte ebenfalls gehört haben mußte. Sie sah betroffen aus und so sagte er, die Gelegenheit beim Schopfe fassend: „Es mag sein, daß es anders aussehen kann, schöner doch wohl kaum!“

„Der Meinung bin ich auch“, erwiderte sie mit ihrer tiefen, wohlklingenden Stimme. „Aber die Leute lieben es, an allem zu mädeln.“

„Ja“, scherzte er, „das muß schon zu Schillers Zeiten so gewesen sein, aber daß sie sogar vor einem Sonnenaufgang nicht haltmachen würden, hätte selbst er vielleicht nicht einmal angenommen.“

„Wie so? Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen!“ — deutet eigentlich darauf hin“, erwiderte sie rasch.

„Fein, fein, wie Sie Ihren Schiller kennen.“

„Schiller? O ja — ich liebe ihn!“

„Ich auch, es kann mir immer leid tun, wenn er neben Goethe so sehr zurücktritt.“

„Ich habe in Weimar meine Rosen auf Schillers Sarg gelegt“, gestand sie erröthend. Es kam so kindlich heraus, daß es gar nicht zu ihrem sonstigen sicheren Auftreten paßte. Aber gerade da u n wurde ihm warm ums Herz.

Ihr Vater und ihr Bruder, die bis dahin durch ihre Ferngläser das Alpenpanorama im Morgenlicht bewundert hatten, wandten sich ihr wieder zu. Thorstein lächelte höflich die Mühe, was die beiden ebenso erwiderten. Gleichzeitig schienen sie es auch als Verabschiedung anzusehen, denn sie wandten sich und strebten wieder dem Hotel zu. Notgedrungen tat er dasselbe.

Es gelang ihm nicht, wieder einzuschlafen, als er, wie die übrigen Gäste, sein Zimmer wieder aufgesucht hatte. Immer sah er das schöne Gesicht der jungen Fremden vor sich mit dem Abglanz einer ruhenden Andacht, deren Ausdruck sie nicht in sich zu verschließen vermochte, weil sie sich seiner gar nicht bewußt war. Er erappte sich dabei, daß er in Gedanken sich jedes Wort, das sie miteinander gewechselt hatten, wiederholte. Geiß hatte sie offenbar, denn welches junge Mädchen hätte sofort gewußt, welches Wort er meinte? Und wie hatte sich beim Sprechen ihr schönes Gesicht belebt! Er brannte lichterloh für die Fremde, als er aufstand, fliebernd vor Verlangen, das Gespräch von vornhin fortzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Stilles Land.

Novelle von Clara Prieß. (Nachdruck verboten.)

Es war ein stilles Stüd Land, und die Sonne, die über der Westsee untergehen wollte, legte warme Strahlen und goldene Töne darüber hin.

Der Mann, der da oben im Deichgras lag, sah mit frohen, verständigen Augen landeinwärts auf die paar Dorfhäuser, die sich da gleich hinter dem Deich duckten, über die stattlichen Gehöfte, die auf hohen Bersten wie Inseln im Grün der Marsch- wiesen verstreut lagen, auf die spitzen, weißen Kirchtürme vor dem fernem, veilchenfarbenen Horizont. Er war nicht mehr jung und noch nicht alt. Wenn man näher zusah, mochte man erkennen, daß sein Anzug von feinem Schnitt und gutem Tuch war und sein Gesicht kluge, seine Züge zeigte. Aber auf den ersten Blick schien alles grau und unscheinbar. Neben ihm im Gras lag allerlei Gesammeltes an Pflanzen und Steinen, ein Hammer, wie ihn die Geologen brauchen, und ein derber Spazierstock.

Aber den Deich ging ein junges Mädchen. Er hatte sie beobachtet, seit sie aus der Tür des kleinen Dorfwirtschaftshauses gekommen war, das da niedrig und strohgedeckt im Schutze des Deiches sein stolzes Schild zeigte: Zum Seehund, Badhotel von Niels Peterßen.

Es war eine Unruhe in ihrem Wesen. Bald stand sie still und versuchte in die Sonne zu sehen, die glührot blendend dicht über

dem Watt stand. Dann sah sie wieder landeinwärts, und dabei kam sie dem Mann immer näher. Sie war groß und schlank und biegsam. Ihr Allerweltskleid, ein blauer Rod mit weißer Bluse, sah gut und richtig, und auf dem breitrandigen dunkeln Hut war irgend etwas Kedes, Modernes von einer roten Schleife angebracht. Sie erwiderte seinen Gruß kaum, ging ein paar Schritte weiter, und dann kam sie doch zurück und setzte sich neben ihn ins Gras.

„Was haben Sie heute nachmittag gemacht, Herr Doktor? Wieder so etwas Nüchliches und Interessantes natürlich? Wie ich Sie beneide — ich langweile mich nämlich zum Sterben hier.“

Sie sagte das wie ein verzogenes Kind und stocherte dabei mit dem roten Sonnenschirm im harten Deichgras herum.

„Wenn Sie erst so alt sind, wie ich, mein kleines Fräulein, dann werden Sie auch schon immer etwas Nüchliches zu tun finden. Jetzt brauchen Sie das gar nicht. Jetzt sollen Sie sich erholen und amüsieren.“

„Amüsieren? Oh, ich möcht's schon. Ein bißchen Freude habe ich mir so gewünscht für die Ferien. Ich bin Zeichenlehrerin in einer Hamburger Volksschule — große Klassen, schlechte Luft und die Disziplin ist so schwer — wie man sich da nach den Ferien sehnt! Und irgend jemand hatte Großmutter erzählt, dies hier sei ein billiges, schönes Seebad. Billig ist's schon — aber schön kann ich's, weiß Gott, nicht finden. Und die See läuft ja immer wer weiß wie weit weg. Dann sitzt man da im Trocknen an dem häßlichen Watt. Und das flache, grüne Land hinterm Deich ist doch auch unerträglich langweilig, da mag ich auch nicht spazieren gehen.“

Sie tat ihm wirklich leid. Er hatte so eine Art väterliches Mitleid mit all der kindlichen Unruhe und Sehnsucht und all dem Unverstand da vor sich. Das mußte es schon sein, was ihn weiter sprechen ließ. Denn Doktor Heyte war sonst sehr sparsam und verlegen im Rat und Reden andern Leuten gegenüber. „Ja, amüsant ist das schon nicht hier. Können Sie denn nicht anderswo hinfahren? Amrum ist ja gar nicht weit. Oder gehen Sie doch einfach nach Sylt, da passen Sie sicher viel besser hin.“

„Ich habe heute an Großmutter geschrieben, daß ich weg will, nach Sylt oder Rom. Wenn ich ihre Antwort habe, reise ich gleich ab. Ein paar Tage werden wohl noch darüber hingehen, so lange muß ich's schon hier aushalten. Aber Sie, Herr Doktor, warum sind Sie denn seit so vielen Jahren jeden Sommer hier? Niels Peterßen hat mir das nämlich vorhin erzählt. Sie könnten doch sicher anderswohin reisen — in die Berge oder nach dem Süden — warum kommen Sie nur immer in diese schreckliche Gegend?“

„Erst hat mich ein Zufall hergebracht, dann bin ich aus Gewohnheit wiedergekommen, — und nun ist mir das stille Land lieb geworden. Mit den Bergen und mit Italien hab' ich's auch schon versucht. Aber mein lahmes Bein hindert mich da oft. Ich hab's mir als Junge mal schlimm gebrochen und jahrelang damit herumgelegen. Jetzt kann ich ja ganz gut damit marschieren, aber schwerfällig und vorsichtig hat mich die Sache doch gemacht. Und dann — den Süden versteh' ich nicht. Vielleicht ist's ein Erbteil so. Mein Großvater war Dithmarscher Bauer. Von dem habe ich meinen Namen — Dethleff Heyte. Mein Vater ist Professor gewesen, Botaniker in Leipzig, und ich bin seinen Weg gegangen, nur daß ich's nicht so weit gebracht habe. Dieser Fleck Erde paßt zu mir, ich lerne ihn gar nicht aus, immer Neues ist da zu sehen und zu holen. Freilich, für Sie ist das nichts, Fräulein Steinbohrer, Sie gehören irgendwohin, wo recht viel Leben und Vergnügen ist!“

Sie sah ihn voll Interesse an. Er merkte erst jetzt, wie viel Glanz und Wärme in den dunklen Augen war, die dem schmalen, jungen Gesicht seine eigene Schönheit gaben. So hatte ihm schon lange niemand mehr zugehört. „Ach, Vergnügen will ich gar nicht, Herr Doktor, nur ein paar nette Menschen und ein bißchen Abwechslung und Freude. Heute beim Kaffee hat mir die larierte Dame erzählt, wann und wie und wo ihre sieben Kinder die Masern gehabt haben — das ist doch nichts zum Freuen und Erholen. Und deshalb war ich vorhin so schlechter Laune.“

„Na, die paar Tage müssen Sie wohl noch hier aushalten. Wollen Sie morgen früh mit mir ins Watt — barfuß natürlich? Oder über Land nach Westerhöved? Und wollen wir bei gutem Wind mal ein Segelboot nach der nächsten Hallig nehmen? Die Hauptsache ist, daß Sie sehen wollen, es gibt schon genug zu sehen hier und genug, um sich zu freuen. Und jetzt gleich mal anschauen — und die Augen weit aufmachen.“

Er war aufgestanden und zeigte seewärts. Die Sonne war eben untergegangen. Wie Perlmutter und Gold lag's über dem Watt draußen. Und ganz fern war's wie ein Glimern und Mäuschen: die Flut kam auf. Da sprach er zu ihr von dem großen Rhythmus von Ebbe und Flut, von all dem Leben, das im Watt wartet und schläft und nur aufwacht, wenn die Flut darübergeht.

Als sie sich umwandten, lag das Land mit tiefen, violetten Schatten in Abendruh. Nur aus dem Wirtschaftshausfenster da unten

sam ein rotes, freundliches Licht. Und als sie dort bei der Petroleumlampe nebeneinander saßen und sich Riels Peteriens kalte Küche gut schmecken ließen, sah Fräulein Steinbohrer die Sache durchaus nicht mehr so tragisch und hoffnungslos an wie einige Stunden vorher.

Am andern Morgen gingen die beiden ins Watt, sie hochgeschürzt und leichtfüßig, er mit schwerem Schritt, auf den Knotenstock gestützt. Erst ging es über den breiten Sandstrand, dann, als der Boden dunkler und feuchter wurde, zogen sie Schuhzeug und Strümpfe aus. Er padte ihre schmalen Schuhe mit seinen derben Stiefeln in den Rucksack, den er vorförmlich umgeschmalt hatte. Und nun wurde es lustig. So weich und glatt ging sich's auf dem feuchtwarmen Boden, und immer wieder gab es Neues zu sehen: Bohrwürmer und Taschentücher, bunte Quallen, die hier im Sonnenschein sterben mußten, Algen, Moose und Muscheln, — auch ein fernes Segelschiff oder die Spuren eines Trümmers draußen auf der offenen See. Dann sahen sie in der Ferne das Ziel ihres Wattenwegs, das Brad eines großen Schoners, der hier vor Jahren in einer bösen Winternacht gestrandet war. Dunkel streckte es seine Rippen in die Luft. Tafelberge, Planen und Ladung waren längst fortgespült oder abgeholt. Aber auf den Trümmern wuchs allerlei an jungem Leben, Schattiere und Pflanzen, die sie eifrig sammelten. Sie ließ ihm keine Ruhe, bis er einmal mit ihr um das ganze Brad herumging. Das war ein nasses Vergnügen, denn der Schiffsrumpf lag seewärts im Wasser. Und die Flut kam auf mit ihren tausend kleinen Wellen und Wasserfällen und einem köstlichen frischen Luftzug.

Er hatte Mühe, zum Heimweg zu treiben. Aber dann ging's schnell dem Lande zu, immer die kleinen Wellen und den frischen Wind im Rücken. Beim Mittagessen leuchteten Carmen Steinbohrers Augen. — Nach Tische schloß sie oben in ihrer Kiebelkammer einen köstlichen Schlaf. —

Später, am Nachmittage, war der Doktor wieder da. Draußen auf dem Gartentisch hatte er unter dem verkrüppelten Apfelbaume sorgfältig all die Schätze vom heutigen Morgen ausgebreitet und es machte die Sache nur lustiger, daß die bide Dame in der karierten Seidenbluse häufiger an den beiden vorüberging und anhaltend hustete.

Als sie es zum Schluß gar nicht mehr aushalten konnte und an den Gartentisch herantkam, „um auch ein bißchen von all der Gelehrsamkeit zu profitieren“, padte der Doktor die Sachen bald zusammen und erklärte, daß er dem kleinen Fräulein heute noch einen Dithmar-

scher Bauernhof zeigen müsse. — Dann gingen sie miteinander landein, auf stillen Wegen zwischen grünen Wiesen, wo die Kinder bis an den Bauch im fetten Grase standen, auf weißen Brücken über die kleinen Kanäle, einem Gehöfte zu, das stattlich mit hohem, rotem Dach sich über das grüne Land hob.

Sie hatte viel zu fragen, und sie verstand es, ihn zum Sprechen zu bringen. Von seinen Vorfahren sprach er, die hier gehaust, die dies Stück Land eingebracht und sich vom Meer erobert hatten, und von all der Wassersnot, die sie erlebt — und wie Menschenwürde und Menschengestalt doch immer wieder den Sieg davonzogen über die wilde See da draußen. Und es freute ihn, wie sich auf ihrem jungen Gesichte das Mitleiden widerspiegelte und das stolze Mitfreuen, und daß sie ihn immer wieder mit großen Augen ansah.

Es war da eine alte Frau auf dem Hof, die er Großmutter nannte. Sie nannten sie alle Großmutter, denn irgendwie war sie mit all den Dithmarscher Leuten verwandt. Die saß draußen auf der Bank vor dem Hause unter einem blühenden Holder. Sie war stocktaub, aber sie nickte freundlich zu allem, was der Doktor sagte. Sie holte eiskalte Buttermilch und löffelhart Kuchen, und zeigte den Gästen Haus und Hof. Staunend und still stand Carmen Steinbohrer vor den riesigen alten Schränken und geschnitzten Truhen der Diele und Wohnstube. Ganz geheimnisvoll, nach Hausgeistern und Wichtelmännchen sah es hinten in dem großen Scheunräume aus, der sein Licht ganz von oben, von einer Luke im höchsten Dachstrome, empfing.

Später, auf dem Heimweg, erzählte Carmen Steinbohrer dem Doktor Heule die Geschichte ihres jungen Lebens. Ihren Vater hatte es hinausgezogen aus der Enge seines Hamburger Lebens. Und als er drüben ein Weib gefunden und Arbeit und Verdienst, da kam das Fieber und dann der Tod.

Die junge Frau war so dann, seinem letzten Willen folgend, nach Hamburg gereist. In der engen Mietwohnung der alten Frau Steinbohrer wurde ihr Töchterlein geboren. Sie ließ es Carmen taufen, ehe sie sich zum Sterben legte. — Der Name war das einzige, was dem Kind aus der sonnenigen, fremden Welt da drüben geblieben war, der Name und die dunklen Augen ihrer Mutter.

Sonst sah sie „Steinbohrers“ aus —, „Gott sei Dank“, wie die Großmutter im stillen zu sagen pflegte. Die alte Frau erzog das Kind, so gut sie es verstand. Sie brauchte keinen Mangel zu leiden, und an Liebe für einander fehlte es ihnen auch nicht.



Kaiser und König Karl auf einem Gefechtsstand an der Tiroler Front.



Kriegsbeute in Ostgalizien: Erbeutete schwerste russische Geschütze, für deren Hin- und Herbeförderung besondere Kleinbahnen hinter der Front errichtet waren.

Er brachte sie nicht zur Station. Er hatte Angst vor der langen Wagenfahrt mit ihr allein. Vom Wagen aus gab sie ihm noch einmal die Hand. Die Tränen standen ihr hell in den Augen. „Auf Wiedersehen, Onkel Doktor. Und tausend Dank für alles.“

Ein Beispiel dafür besitzt Australien. Vor fünfzig Jahren führte man eine beträchtliche Anzahl Indianerpferde aus Patagonien dort ein. Diese Tiere sind mit langen Haaren bekleidet, und in diesen Haaren hatten sich Samen eines patagonischen Unkrauts festgesetzt, das nun mit nach Australien hinüberwanderte. Es wurde auf den dortigen Feldern und Weidegründen abgesetzt, sagte Wurzel, sproßte und verbreitete sich mit einer solchen Schnelligkeit, daß die Weiden dadurch überzogen und weite Strecken vollkommen verdorben wurden.

Ein anderes Beispiel finden wir in Tasmanien, wo ungeheure Bezirke des besten Weidelandes durch das Überhandnehmen zweier Unkrauter, des Stechginsters und der Fedenrose, zu stinkenden Sümpfen umgewandelt wurden, und nicht viel anders erging es Neuseeland, wo ein Farmer vor Jahren in einem Flusse Brunnenkresse für den Verkauf gepflanzt, als sie sich nicht rentierte, aber sich selbst überlassen hatte. Die Pflanze säte sich nun selber weiter aus, überzog die Ufer nicht nur des Flusses, in dem sie kultiviert worden war, sondern nach und nach auch alle übrigen und führte Verwüstung mit sich, wohin sie kam.

Als die Argentinische Republik eine Schiffsladung billigen Weizens zur Aussaat aus Europa kommen ließ, bedeutete es für sie solch ein Danaergeschenk. Unsere Distel fand damit den Eingang ins Land und fühlte sich in dem neuen Boden so wohl, daß sie zu Stauden von acht Fuß Höhe emporstach. Die Farmer, die sich nicht die Mühe genommen hatten, das unreine Saatkorn zu sichten, nahmen sich nun erst recht nicht die Mühe, diesem üppig wachsenden Unkraute mit der nötigen Energie zu begegnen. Die Folge davon war, daß die Disteln lustig nach allen Seiten weiter wucherten, und daß bald an kein Aufhalten und Ausrotten mehr zu denken war. Die Besitzer mußten buchstäblich ihre Felder im Stiche lassen, und die dortige Landschaft ist jetzt in weitem Umkreise nichts weiter wie ein undurchdringliches Disteldickicht, ein willkommenener Schlupfwinkel für Scharen von Raubtieren.

Allerlei

Der Dichter Karl Wilhelm Hammler, einst berühmt als lyrischer Dichter, Übersetzer, Kritiker und Theaterdirektor, war ein wipziger und schlagfertiger Mann, der sich namentlich in der Stegreifdichtung hervorgetan hat. Als man ihn einst in einer Gesellschaft bat, etwas zu improvisieren, blickte er auf einen Diener, der ihm gerade einen Teller überbrachte, auf dem zwei Gläser, das eine mit Wasser, das andere mit Wein, standen. Der Lakai richtete an ihn die Frage, welches Glas ihm gefällig sei? Hammler antwortete sogleich:

Immer Wasser, muß man sterben,
Immer Wein, muß man verderben.
Ei, besser Wein und verdorben,
Als Wasser und gestorben.

„Wer ich bin.“ In der damals noch freien Reichsstadt Frankfurt a. M. stand ein Schnellzug nach Kassel zur Abfahrt bereit; die Reisenden waren eingestiegen und die Türen der Abteile zumeist schon geschlossen; nur zwei Herren wanderten noch gemütlich vor einem Abteil 1. Klasse im Gespräch auf und ab. Höflich grüßend tritt der Zugführer an die Herren heran und sagt: „Bitte einzusteigen!“ Unbekümmert um die Mahnung sprechen die Herren weiter; der Zugführer wiederholt seine Mahnung, aber wieder ohne Erfolg. Die Reisenden im Zuge werden ungeduldig, und zum dritten Male tritt der Zugführer zu den Herren und sagt: „Ich muß Sie dringend bitten, einzusteigen, da die Zeit zur Abfahrt schon überschritten ist.“ — „Wollen Sie mich wohl in Ruhe lassen, Sie . . . Sie . . .!“ schreit da einer der beiden Herren den Beamten an, „wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Kurfürst von Hessen!“ — „So,“ erwiderte der Zugführer, „nun will ich Ihnen zeigen, wer ich bin!“ — sprach's, pfiff, sprang in den Wagen und zwei verdorbene Gesichter sahen dem fortbrauenden Zuge nach.

Folgende **Lizenznote** dürfte zu den weniger bekannten gehören. Der große Meister des Klavierspiels war eines Tages eingeladen, an Hofe des Großherzogs von Weimar zu spielen, und obgleich er sich demnach unwohl befand, daß er sich am liebsten zu Bett gelegt hätte, nahm er die Einladung dennoch an. Das Spiel ging auch zunächst ganz gut, das heißt in der bei ihm gewohnten unübertrefflich glänzenden Weise; aber plötzlich übermannten ihn Kopfschmerz und Mattigkeit, und — der berühmte List griff falsch. Ein schriller Miston erklang. Wie ein Blitz durchzuckte er den

Meister und man mußte bestig die Augen schließen. Einen kurzen Augenblick hielt List wie gelähmt inne, dann begann er von neuem. Als nachher der Großherzog seinen Dank für den hohen Genuß aussprach, überslog eine Note das Gesicht des Künstlers. Er war eine Sekunde lang versucht, den hohen Herrn mit einem zurückweisenden Worte zu unterbrechen; aber dieser fuhr freundlich fort: „Daß wir Zeugen dieses unvergleichlichen Spieles waren, macht uns ganz besonders glücklich. Denn, verehrter Meister, spielen gehört hat Sie die ganze Welt, aber nur wir allein können uns rühmen, den einzigen falschen Ton gehört zu haben, der Ihnen jemals unterlaufen ist.“ P. S.

Gemeinnütziges

Die **Johannis- und Stachelbeersträucher** werden in den nächsten Wochen geschnitten. Bei ersteren werden alle zu dicht stehenden, die schwachen und allen Zweige entfernt, die Jahreszweige aber nicht eingekürzt. Das Letztere geschieht nur bei den Stachelbeersträuchern.

Der **Neuseeländer Spinat**, der sich vielerorts als Ersatz für den gewöhnlichen Spinat in den Sommermonaten eingebürgert hat, besitzt leider harte Samenterne, die nur langsam und unsicher keimen. Er wird deshalb am besten im Herbst ausgesät, damit die harten Schalen über Winter mürbe werden. Der Spinat verlangt gutgedüngten, tiefbearbeiteten Boden, liefert dann aber auch reiche Erträge in großen und fleischigen Blättern mitten im Hochsommer.

Ein **Verfahren, Stodsfede aus farbiger Wäsche zu entfernen**, besteht darin, daß man auf die Flecke kleine Butterstücke drückt und nach einigen Minuten mit in Wasser angefeuchtete Bottaße auslegt. Danach muß die Wäsche nochmals gründlich ausgewaschen, gespült und getrocknet werden.

Der **Rußbaum** verträgt das viele Schneiden nicht. Haben wir aber doch irgendeinen störenden Ast oder auch trodenes Holz auszufügen, so soll es in der Ruhezeit, und zwar am besten noch vor Winter erfolgen.

Ranzig gewordenes Gänsefett macht man wieder brauchbar, indem man es mit der doppelten Menge Wasser ungefähr eine halbe Stunde lang aufkochen läßt. Dann läßt man es — wenn irgend möglich — auf Eis erstarren und hebt die Schmalzschicht sorgfältig ab. Nun wird das Fett unter Zusatz von einer Handvoll Zwiebelschalen, Apfelschalen, nach Belieben Thymian und Majoran, nochmals aufgelocht und durch ein sauberes weißes Tuch durchgeseiht. Der ranzige Geschmack wird durch dies Verfahren vernichtet, doch kann man den feinen Geschmack, durch den sich frisches Gänsefett auszeichnet, dadurch nicht wieder erlangen. Man muß es zum Kochen und Braten verwenden; zum Aufstreichen auf Brot eignet es sich nicht mehr. — Auch ranzig gewordene Butter läßt sich auf die beschriebene Weise wieder für Koch- und Bratzwecke brauchbar machen.

Rätsel.

Ein Instrument
Das Wort uns nennt,
Sodann versteht
Dem Pferd's gefallt.
Guggenberger.

Treppenrätsel.

A	A	M	M	M
N	R	R	R	
R	R	U		
U	U			
U				

Die fünf sich entsprechenden leeren und waagrecht Buchstaben bezeichnen (e: 1) Eine belgische Stadt. 2) Einen asiatischen Fluß. 3) Einen ungarischen Fluß. 4) Einen Wiederkäuer. 5) Einen Laut.
J. Fald.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Palindroms in voriger Nummer: „Kudud“.

Alle Rechte vorbehalten.

Seamantische Schreibung von Ernst Pfeiffer gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.